

Mikaela Dörfel im Gespräch

„Man lernt Wertschätzung durchs Machen“

Seit vielen Jahren entwirft die Designerin Mikaela Dörfel Porzellan, Glas und Besteck für renommierte Hersteller und internationale Hotelprojekte. Mit dem Werkgut in Meezen hat sie einen zweiten Schwerpunkt geschaffen: einen Kunst- und Kulturhof, auf dem Künstler*innen traditionelle Handwerkstechniken vermitteln und Besucher*innen selbst mit Holz, Ton, Metall, Papier oder Textilien arbeiten. Was auf den ersten Blick wie zwei unterschiedliche Arbeitswelten erscheint, folgt derselben Haltung: dem respektvollen Umgang mit Material, handwerklichem Wissen und guter Gestaltung. Im Gespräch spricht Mikaela Dörfel über ihre Idee der „modernen Manufaktur“, über den Wert alter Techniken, den Umbau historischer Gebäude, Tischkultur – und darüber, warum Wertschätzung oft erst dort entsteht, wo Menschen selbst etwas erschaffen.

Von Kristof Warda

Liebe Mikaela Dörfel, Sie haben einmal mit dem Begriff „moderne Manufaktur“ gearbeitet. Was bedeutet er für Sie?

Der Begriff kommt aus meiner Arbeit als Designerin. Ich habe viele Jahre die Porzellanmanufaktur Fürstenberg beraten. Dort stellte sich immer wieder die Frage: Wie kann eine alte Manufaktur mit ihrer Geschichte und ihren besonderen Möglichkeiten heute noch relevant sein?

Für mich war Manufaktur immer auch ein Inbegriff von Qualität. Eine Manufaktur hat besondere Fähigkeiten, besondere Techniken, ein historisches Wissen. Aber wenn sie nur alte Formen reproduziert, kommt sie nicht mehr in den Markt. Und wenn sie nur moderne Produkte macht, ohne Bezug zur eigenen Tradition, verliert sie ihre Identität. „Moderne Manufaktur“ hieß für mich deshalb: aktuelle Produkte entwickeln, aber mit einem Bewusstsein für die eigene Geschichte. Tradi-

tionelle Themen oder Techniken aufnehmen und zeitgemäß umsetzen.

Haben Sie ein Beispiel?

Bei Porzellan gibt es etwa die Lithophanie: durchscheinendes Porzellan, bei dem durch unterschiedliche Schichtstärken ein Bild oder Muster sichtbar wird. Das ist eine sehr alte Technik, die fast verloren gegangen ist. Oder Durchbrucharbeiten, diese alten Porzellanschalen, bei denen die Flächen wie geflochten wirken und

Bild: WERKGUT Meezen





LITHOPHANIE Fürstenberg, Precious Moments, Becherserie, Leuchte, 2000-2005.



Mikaela Dörfel in ihrem Atelier.

die Zwischenräume ausgeschnitten sind. Die Frage war: Wie kann man so etwas heute einsetzen, ohne historisierend zu werden?

Es geht nicht darum, Tradition zu kopieren. Es geht darum, sie zu verstehen. Wenn eine alte Manufaktur keinen Bezug mehr zu ihren eigenen Techniken, ihrer Qualität und ihrer Geschichte herstellen kann, dann wird es schwierig.

Das klingt sehr nah an dem, was Sie heute im Werkgut tun.

Ja, wobei ich diesen Zusammenhang am Anfang gar nicht so direkt gezogen habe. Das Werkgut ist aus einer anderen Bewegung entstanden. Aber natürlich gibt es eine Verbindung. Auch hier geht es um Handwerk, um Material, um Qualität, um das Wissen, wie Dinge entstehen.

Ich merke heute, wie sehr sich diese Welten gegenseitig befruchten. Wenn Menschen hier einen Kurs machen, beginnen sie plötzlich über Herstellung nachzudenken. Auch wenn sie gar nicht mit Porzellan arbeiten, sondern eine Kupferschale treiben oder

Holz bearbeiten, verändert sich ihr Blick. Sie merken: Ein Objekt entsteht nicht einfach. Es braucht Material, Zeit, Erfahrung, Entscheidungen.

Sie arbeiten weiterhin als Designerin, unter anderem im Bereich Porzellan für Hotels. Wie sieht diese Arbeit heute aus?

Ich mache gerade zwei Hotelprojekte für einen ägyptischen Hersteller. Dafür arbeite ich mit 3D-Druck. Diese gedruckten Modelle sind dann Vorlagen für den Hersteller.

Es geht um Gestaltung im Detail, Funktionalität, Wissen, um Werkzeugbau und um Materialkenntnis: Porzellan schwindet beim Brennen etwa um 14 Prozent. Man muss die Produktion sehr genau kennen. Welche Produktionsverfahren nutzt der Kunde? Was ist ökonomisch machbar? Was funktioniert in Serie? Das ist meine andere Welt. Das ist pur Design.

Und zugleich eine Welt, in der das Material zunächst gar nicht in der Hand liegt.

Genau. Ich habe dann diese Kunststoffmodelle in der Hand, die aus dem Drucker kommen. Die sind praktisch, aber sie haben nichts von dem Haptischen, Materialmäßigen, das ich eigentlich liebe. Ich sage manchmal scherzhaft: Hinterher kann ich sie als Campinggeschirr benutzen.

Bei solchen Projekten muss die Gestaltung sehr stark über Konzept und Funktion entwickelt werden. Man kann sich nicht auf die emotionale Lebendigkeit eines handwerklichen Prozesses verlassen. Wenn am Ende ein standardisiertes Porzellanteil in größerer Menge produziert wird, muss die Formsprache tragen.

Vielleicht gehe ich gerade deshalb zwischendurch immer wieder an die Drehscheibe. Dann habe ich das Material in der Hand. Das ist etwas anderes.

Welche Rolle spielt Materialkenntnis für gutes Design?

Eine sehr große. Wenn man nicht weiß, wie etwas hergestellt wird, kann man auch nicht gut gestalten. Das gilt besonders im Tabletop-Bereich – also



MAZZA RAK Porcelain, Servierprogramm 20-teilig, 2018.

bei Geschirr, Glas, Besteck, Vasen. Man muss wissen, wie Porzellan funktioniert, wie Glas funktioniert, wie Besteck produziert wird. Man muss auch den Markt kennen.

Was fasziniert Sie am Bereich Tabletop?

Ich habe schon als Jugendliche Keramik gemacht. Gefäße haben mich immer interessiert. Im Studium war für mich klar, dass ich in den Bereich Keramik, Porzellan, Metall, Glas will. Meine Praktika habe ich sehr gezielt gewählt: Rosenthal, WMF, Iittala in Finnland. Ich habe mir das Feld über die Produktion und die Materialien erschlossen.

Fürstenberg war für mich auch deshalb so interessant, weil die eine unglaubliche Qualität hatten: feine

Scherben, präzise Verarbeitung, eine samtige Oberfläche. Porzellan ist nicht gleich Porzellan. Im Hotelbereich muss man oft mehr Kompromisse machen, die Teile sind dicker, robuster. Aber wenn man diesen Qualitätsunterschied berücksichtigt, dann ist das etwas sehr Schönes. Tabletop ist ein schöner Bereich, weil er so alltäglich ist und zugleich kulturell aufgeladen. Teller, Tassen, Besteck, Gläser – das sind Dinge, die benutzt werden. Sie stehen auf dem Tisch, zwischen Menschen. Sie prägen eine Atmosphäre.

Hat sich unser Verhältnis zu Tischkultur verändert?

Sehr. Früher gab es den Service-Gedanken. Geschirr war eine große Anschaffung, oft mit Hochzeitstisch, zwölf oder 24 Teilen. Es hatte Prestige.

Das gute Meissengeschirr, Rosenthal, Sammeltassen – das war etwas, das vererbt wurde.

Heute will das kaum noch jemand in dieser Form. Man kauft Einzelteile, kombiniert, mischt. Ikea und günstiges Geschirr haben viel verändert. Der Stellenwert von Porzellan im Haushalt ist deutlich gesunken. Viele alte Service bekommt man kaum noch los.

Gleichzeitig gibt es Gegenbewegungen. In Cafés sieht man wieder verschiedene alte Teller mit Blümchenmustern. Und es gibt eine neue Wertschätzung für einzelne besondere Stücke: Ich war einmal bei Bekannten eingeladen. Dort gab es zwischen weißen Royal Copenhagen Tellern einen einzelnen handbemalten, besonders wertvollen. Dieser Teller wird dann bewusst einem Gast, dem Sohn, der

Bild: Mikaela Dörfel Design



Die Hamburger Keramikerin Karin Bablok bietet im Werkgut den Workshop Porzellan drehen an.

Tochter oder einer ausgewählten Person gegeben.

Das fand ich schön. Es geht nicht mehr darum, dass alle denselben Teller haben. Sondern ein einzelnes Stück bekommt Bedeutung. Am Tisch passiert dadurch etwas.

Warum arbeiten Sie heute viel für Hotels?

Weil der Haushaltsbereich im Porzellan für mich immer uninteressanter wurde. Viele Hersteller sind verschwunden oder verkauft worden. Maschinen gingen nach China oder Taiwan, Produktion wurde ausgelagert. Der alte Service-Gedanke trägt nicht mehr.

Im Hotelbereich ist es anders. Dort gibt es weltweit Restaurants und Hotels, die sich auch über Geschirr,

Einrichtung und Atmosphäre definieren. Für Gourmetrestaurants spielt der Teller eine große Rolle. Da ist Innovation möglich. Die wollen sich abgrenzen, und zwar international. Das ist ein spannendes Feld.

Im Werkgut vermitteln Sie bewusst auch alte oder weniger bekannte Techniken. Warum ist Ihnen das wichtig?

Ich glaube, Wertschätzung entsteht durchs Machen. Wenn man selbst einmal versucht hat, etwas zu drehen, zu treiben, zu schnitzen oder zu flechten, merkt man, wie viel Können darin steckt. Viele Menschen kommen mit der Vorstellung, sie machen einen Tag Vasen. Dann merken sie, dass es so einfach nicht ist.

Das ist kein Scheitern, sondern ein Erkenntnismoment. Plötzlich entsteht Respekt vor dem Material und vor den Menschen, die damit arbeiten. Ich glaube, viele wissen gar nicht, wie wichtig ihnen dieses Selbermachen ist. Erst wenn sie es tun, merken sie, wie gut es ihnen tut.

Sie sprechen von Glück.

Ja, absolut. Die Menschen sind wirklich glücklich, wenn sie mit einem Material arbeiten und etwas Eigenes schaffen. Viele kommen freitags zum Workshop gestresst an, manche sagen sogar: Ich bin gar nicht kreativ, ich weiß nicht, ob ich hier richtig bin. Und nach zweieinhalb Tagen gehen sie mit einem Objekt nach Hause, das sie selbst gemacht haben.



Bild: KWERKGUT Meezen



Michael Jastram (Mitte) beim Workshop „Gipsskulpturen für Bronze“

links: **Mittagspause beim Workshop Holzbildhauen mit Yves Rasch im Garten des Werkgut**

Sie waren selbstwirksam. Sie haben etwas geschafft. Das ist eine starke Erfahrung. Und die Künstlerinnen und Künstler, die hier unterrichten, lassen niemanden ohne Erfolgserlebnis gehen. Das ist mir wichtig.

Wie wählen Sie die Künstler*innen aus, die Workshops im Werkgut geben?

Zuerst muss ich gut finden, was sie machen. Ich schaue mir die Arbeiten an, treffe sie auf Messen, Ausstellungen oder über andere Zusammenhänge. Aber genauso wichtig ist die Persönlichkeit. Es muss jemand sein, der offen ist und wirklich Lust hat, etwas zu vermitteln. Da muss Herzlichkeit sein, Begeisterung.

Das Werkgut ist emotional getragen. Da kann niemand stehen, der stocksteif sein Wissen verwaltet. Die

Person muss ihr Handwerk mit Gefühl weitergeben können.

Gibt es Techniken, die Sie besonders suchen?

Ich suche gern das Besondere. Dinge, die nicht überall angeboten werden. Kupfertreiben zum Beispiel. Oder Gips- und Metallarbeiten mit Michael Jastram. Am Anfang waren in seinem Kurs fünf Leute, inzwischen sind es zwölf mit Warteliste. Manchmal dauert es, bis etwas ankommt.

Neu ist zum Beispiel eine Biologin und Künstlerin, die Papier aus Pilzen macht. Das interessiert mich sehr: ein Material, das einerseits an Papierschnitten anschließt, andererseits in ganz neue Bereiche führt. Pilze werden ja auch in der Bauindustrie als Material erforscht. Solche Verbindungen finde ich spannend.

Kommen die Künstler*innen regelmäßig ins Werkgut?

Oft ja. Ich finde, man muss einem Angebot Zeit geben. Vier Jahre sind ein guter Zeitraum, wenn sich ein Kurs entwickelt. Gleichzeitig darf es nicht erstarren. Manchmal ist es richtig, eine Technik mit einer anderen Person weiterzuführen, damit eine neue Sprache hineinkommt.

Es gibt Teilnehmer*innen, die bestimmten Künstler*innen folgen. Andere sind eher Werkgut-Fans. Die machen mal Glas, mal Weben, mal Keramik. Sie kommen, weil sie diese Wochenend-Auszeit schätzen und Lust haben, etwas Neues zu erfahren.

Das Werkgut ist Arbeitsort, Wohnort und sozialer Raum zugleich. War Ihnen diese Mischung von Anfang an bewusst?



Bild: WERKGUT Meezen



Im Jahr 2020 machte Mikaela Dörfel aus dem großen Hof in Meezen das „Werkgut“

Nicht in der heutigen Klarheit. Vieles habe ich erst durch das Feedback verstanden. Für mich war Gestaltung immer selbstverständlich: dass Räume funktionieren, dass Materialien zueinanderpassen, dass Altes und Neues nicht gegeneinanderstehen. Aber ich merke, dass genau diese Mischung hier als besonders empfunden wird.

Es gibt alte Türen, alte Fenster, alte Ziegel, aber auch moderne Elemente. Es gibt Kunstobjekte, Designstücke, handwerkliche Arbeiten. Und das alles in einem alten Haus, das nicht museal wirkt, sondern benutzt wird.

Sie leben seit 2000 in Meezen. Wie kam es dazu?

Mein damaliger Mann hatte eine Autosammlung und brauchte Nebengebäude. Wir haben rund um Ham-

burg gesucht, wie weit wir rausmüssen, um uns einen Hof leisten zu können. Dann kam dieser Hof in Meezen. Ich fand ihn zuerst viel zu groß, fast erschreckend. Aber er war begeistert von der Halle.

Für mich war der Umzug aufs Land damals nicht selbstverständlich. Ich war dankbar, wieder in Hamburg zu sein, nachdem ich viele Jahre in Oberfranken bei Rosenthal gearbeitet hatte. Aber mit kleinen Kindern und dem Hin und Her zwischen Stadt und Land war irgendwann klar: entweder oder.

Der Hof war zunächst kein Kulturort.

Nein, überhaupt nicht. Wir haben ihn in Bereiche aufgeteilt: Büros, privat, Nebengebäude. Mein Mann hatte seine Autos, ich mein Designbüro. Der

Hof war lange eher ein Ort des Heimkommens, ich war viel unterwegs, hatte kaum berufliche Kontakte in Schleswig-Holstein.

„Erst ab 2020 hat sich das verändert, als ich mich entschlossen habe die Türen von diesem Hof für Kunst und Kultur zu öffnen und Menschen hier zusammenzubringen.“

Mit dem Werkgut war klar: Ich bin jetzt hier. Ich will in Schleswig-Holstein wirken. Mit dieser Entscheidung fürs Werkgut kam die Gelegenheit viele spannende Menschen kennenzulernen, die sehr mit der Region, Kunst und Handwerk verbunden sind, auch hier im Dorf.

Wie ist das Verhältnis zum Dorf?

Am Anfang waren wir klar die Städter, die in so einen großen Hof gezogen



Bilder: KWERKGUT Meezen



Das „Atelierhaus“ gehörte ursprünglich als Altenteil zum Hof. Im Jahr 2022 konnte Mikaela Dörfel hier das Werkgut erweitern

sind. Das ist auf dem Dorf eine eigene Rolle. Inzwischen ist die Verbindung eine andere. Es kommen Leute aus dem Dorf zu Konzerten, manche machen Kurse, viele verfolgen, was hier passiert. Ich habe ein Sommerfest gemacht und alle eingeladen. Es gibt Neugier und Interesse.

Ich spüre, dass das Werkgut wahrgenommen wird. Und ich finde es schön, dass hier auf dem Dorf Dinge passieren, die man dort vielleicht nicht unbedingt erwartet – ein Jazzkonzert zum Beispiel.

Was war Ihnen wichtig beim Umbau des Hofes?

Erhalten, was gut ist. Und Neues so ergänzen, dass es nicht so tut, als wäre es alt. Beim Haupthaus, bei der Diele, beim Atelierhaus ging es immer darum, die vorhandene Struktur ernst zu nehmen. Ich habe alte Ziegel gesucht,

alte Türen eingesetzt, alte Fenstergriffe aufgehoben.

Gerade beim Atelierhaus wurde mir wieder bewusst, wie wenig Wertschätzung für Material auf einer Baustelle oft vorhanden ist. Als wir den Dachboden dämmen wollten, musste der Holzboden raus. Die Handwerker haben die Dielen einfach in den Garten geworfen. Ich dachte: Das Holz soll doch wieder rein! Die Antwort war: Das sei viel zu aufwändig, erst die Schrauben wieder rauszudrehen. Es zählte nur die Arbeitszeit, nicht das Material.

Das hat mich erschreckt. Dieses alte Holz war ja da. Es war brauchbar. Am Ende haben wir es gerettet und für andere Dinge verwendet.

Da ist wieder derselbe Gedanke: Man muss den Wert eines Materials erkennen.

Ja. Wenn man nicht weiß, wie aufwendig etwas hergestellt wurde, landet es schnell auf dem Müll. Das gilt auch für alte Messing-Fenstergriffe aus den 1930er Jahren. Die wären alle im Bau-schutt gelandet, wenn ich nicht gesagt hätte: Bitte Abschrauben, die kommen wieder ins Haus.

Heute gehe ich ins Atelierhaus und sehe diese Griffe. Sie sind schön, sie funktionieren, sie gehören dahin. Für mich ist das eine Selbstverständlichkeit. Aber auf dem Bau muss man dafür kämpfen.

Das Atelierhaus gehört inzwischen fest zum Werkgut. Wie kam es dazu?

Das Haus gehörte ursprünglich zum Hof, als Altenteil. Es stand lange leer. 2021 ging es in eine Zwangsversteigerung, später hatten es neue Eigentümer. Als längere Zeit nichts passierte, habe ich ihnen irgendwann einen



links oben: **Der Workshop „eco-Print“ mit Birgit Nass,**
unten: **Plastisches Porträtieren mit Valerie Otte**

Brief geschrieben und gesagt: Wenn Sie verkaufen wollen, würde ich das Werkgut gern erweitern.

Nach zwei Monaten kam die Antwort. Sie konnten sich vorstellen, zu verkaufen. Welch Glück für mich. Das Haus war allerdings in schlechterem Zustand, als es zunächst aussah: Wasserschäden, instabile Wände, kaputte Böden. Wir haben sehr genau kalkuliert. Es war klar, dass viel Geld in die Sanierung fließen würde.

2022 haben wir angefangen, im April 2023 waren wir fertig. Das war schnell, aber auch anstrengend: Lieferprobleme, hohe Holzpreise, Gewerke, die ausfielen. Am Ende stand ich jeden Morgen um halb acht auf der Baustelle. Eigentlich bin ich keine Bauleiterin, aber es ging nicht anders.

2020, in der Corona-Zeit, entstand das Werkgut. Wie erinnern Sie diesen Beginn?

Für meine Designarbeit war Corona zunächst ein Schock. Ende März waren alle Jobs weg. Niemand wusste, wie lange das dauert. Gleichzeitig hatte ich plötzlich Zeit. Und dann haben wir angefangen umzubauen. Meine Kinder waren da. Das war ein sehr tatkräftiges Jahr. Im August 2020 fand der erste Workshop statt: Wachsfiguren für Bronzeskulpturen. So hat es angefangen.

Das klingt nach einem Wendepunkt.

Ja. Ich hatte schon länger darüber nachgedacht, neben dem Design noch etwas anderes zu machen. Ich liebe Design, aber die Arbeit mit Firmen, die Abläufe, die Verhandlungen – das kann tough sein. Ich wollte wieder selbstbestimmter wirken können, mehr selbst

mit der Hand machen und vor allem das teilen. Eine Gastprofessur in Halle hat mich zusätzlich geprägt. Dort lief viel über gemeinsames Arbeiten in den Werkstätten, über Materialerfahrung. Das hat etwas angestoßen. Kunsthandwerk fördern, Menschen an einen Ort holen, gemeinsam arbeiten – das wurde immer klarer.

Das Werkgut ist nun noch einmal erweitert worden – mit einer offenen Werkstatt. Was ist geplant?

Wir haben eine offene Keramikwerkstatt eröffnet, die jeder/jede nutzen kann. Der Raum war früher eine Autowerkstatt. Jetzt kommt ein großes Glastor hinein, Wasseranschlüsse werden gelegt, Drehscheiben stehen bereit. Man kann dort drehen, aber auch bildhauerisch arbeiten.

Der Gedanke ist, dass Menschen nach einem Kurs weiterarbeiten können. Viele machen einen Anfänger- und einen Fortgeschrittenenkurs und sagen dann: Jetzt würde ich gern üben. Dafür soll es einen Ort geben. Man kann als Tagesgast kommen oder länger bleiben, Urlaub machen und arbeiten.

Das entzerrt auch das Werkgut. Bisher konzentriert sich vieles auf die Wochenenden. Wenn Menschen unter der Woche kommen, wird der Ort anders genutzt.

Ist das Werkgut damit fertig?

Ich weiß gar nicht, ob so ein Ort fertig wird. Im Moment wüsste ich nicht, was ich noch ausbauen sollte. Aber langfristig wird es sich verändern. Meine Tochter ist Pferdeosteopathin, studiert soziale Arbeit und arbeitet mit Kindern. Vielleicht wird das hier

irgendwann ein Therapiehof. Das fände ich völlig in Ordnung. Entscheidend ist für mich, dass es ein Ort bleibt, an dem Menschen etwas Gutes erfahren. In welcher Form auch immer.

Wenn man all diese Stränge zusammenzieht – Design, Umbau, Workshops, Tischkultur –, scheint es immer wieder um Material zu gehen.

Ja, um Material und um Wertschätzung. Um die Frage: Wie entsteht etwas? Was ist schon da? Was kann man erhalten? Was kann man neu denken?

Das gilt für Porzellan genauso wie für einen alten Holzboden, für einen Messinggriff, für eine Kupferschale oder einen Teller auf dem Tisch. Wenn man sich mit Material beschäftigt, wird man genauer. Und vielleicht auch respektvoller. Man lernt Wertschätzung durchs Machen.

Liebe Mikaela Dörfel, vielen Dank für das Gespräch.



Mehr über Mikaela Dörfels Design unter:
<https://www.doerfel-design.de/>

Mehr zum Werkgut unter:
<https://www.werkgut.eu/>